

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Eric-Emmanuel Schmitt

Die Rache der Vergebung

Erzählungen

Aus dem Französischen
von Marlene Frucht

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
›La vengeance du pardon‹ bei Albin Michel, Paris
Copyright © Éditions Albin Michel, 2017

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Die Passage aus dem Brief Saint-Exupéry's an Pierre Dalloz
wurde zitiert nach: Antoine de Saint-Exupéry, ›Nachtflug‹.
Roman. Die Geschichte seines Lebens in Bildern, übersetzt von
Hans Reisiger. Fischer Taschenbuch Verlag 2015.

Die Sätze aus ›Der kleine Prinz‹ wurden zitiert nach:
Antoine de Saint-Exupéry, Der kleine Prinz.
Neu übersetzt von Peter Stamm. Fischer Taschenbuch Verlag 2015.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397384-6

Inhalt

Die Barbarin-Schwestern

7

Mademoiselle Butterfly

93

Die Rache der Vergebung

195

Zeichne mir ein Flugzeug

271

Wenn das Paradies auf Erden ein Dorf ist, dann heißt dieses Dorf Saint-Sorlin.

Entlang der gepflasterten Straßen, die in sanfter Neigung zum Fluss hinunterführten, war jede Fassade ein Garten. Während oben der Blauregen seine kleinen, blassvioletten Laternen herunterhängen ließ, loderten vor den Fenstern Geranien, im Erdgeschoss leuchtete wilder Wein, hinter den Bänken wucherte Fingerhut, Maiglöckchenzweige ragten zwischen den Steinen hervor und machten ihre winzige Größe durch ihren betörenden Duft wett.

Wer schon einmal in Saint-Sorlin-en-Bugey gewesen war, dachte stets an einen Ort zurück, der nur eine einzige Jahreszeit kannte: einen immerwährenden Mai. Lebendige, überbordende, vorwitzige Blütenpracht überall, deren Vorherrschaft die Häuser zu bloßen Stützvorrichtungen macht. Unter dem arglos blauen Himmel waren die Mauern überrankt von einer verschworenen Gemeinschaft der Rosen; rosafarbene, üppig erblühte Rosen, wie überreife Früchte, strotzend vor Gesundheit, welche fleischige Blütenblätter hervorbrachten, die zum Berühren oder Küssen aufforderten, züchtige schwarze Rosen, die kaum merklich erröteten, rote Rosen, rank und drahtig, gelbe Rosen, die ganz leicht

nach frisch gemahlenem Pfeffer dufteten, orangefarbene Rosen, duftlos und stumm, kurzlebige, scheue weiße Rosen, zu rasch enttäuscht, schon wieder welk. Hier und da, wie Wilde, die gekommen waren, um in der Stadt ein Lager aufzuschlagen, winzige Heckenrosensträucher mit hartem Laub und rötlichen, runden, kleinen Früchten, aus denen die Dorfbewohner Marmelade herstellten. Buschige, violette Hortensien standen um das Waschhaus herum und verliehen dem Ort bürgerliche Würde. Überall, von der Kirche Sainte-Marie-Madeleine bis an die Ufer der Rhône, wucherte in Saint-Sorlin die Vegetation prachtvoller als irgendwo sonst.

Auf der Place de la Halle schritt Lily Barbarin ihres Weges, eine alte Dame, deren Äußeres auf das Beste mit den koketten kleinen Sträßchen harmonierte. Die lächelnde, zierliche Dame mit dem zarten Teint, sehr gerader Nase und klarem Blick strahlte große Güte aus. Wenn Saint-Sorlin das Paradies symbolisierte, dann war Lily ohne Zweifel die Verkörperung der idealen Großmutter! Entgegenkommend, stets darum besorgt, ihren Mitmenschen zu helfen, schien sie aus dem Altwerden ein höfliches Zurücktreten, gepaart mit Selbstlosigkeit zu machen. Dabei hätte sie, so wie ihr Leben verlaufen war, eigentlich genügend Gründe gehabt, um zu hassen und nichts als Groll zu empfinden. War es nicht so, dass ihr jahrzehntelang zugesetzt worden war? War sie nicht verachtet, kritisiert, verraten und gehasst worden? Und vor allem, müsste sie nicht am nächsten Tag wegen Mordes vor Gericht erscheinen?

So wie das so idyllisch anmutende Dorf seinen Anteil an Missgunst, Eifersucht und Verbrechen beherbergt hatte, hatte auch diese Dame unter ihrer glatten und frischen Maske mehrmals Bekanntschaft mit der Hölle gemacht. Nur: Hatte sie sie auch betreten? Hatte sie das nicht Wiedergutmachende begangen?

Ihr Ankläger, Fabien Gerbier, beobachtete sie von seiner Schusterwerkstatt aus. Er war ein stämmiger, groß gewachsener, düster dreinblickender Mann, der seinen Hammer mit einer Wucht auf die Sohlen niedersausen ließ, die eigentlich Lily Barbarin galt. Ungeachtet des Alters der Dame, ihrer Gebrechlichkeit und der Unschuldsumutung fand er es unerträglich, dass sie auf freiem Fuß war und ihr von ihren Mitmenschen so viel Nachsicht entgegengebracht wurde. Er war es gewesen, der einen Verdacht geäußert, die Polizei darauf angesetzt und ein Gerichtsverfahren angestrengt hatte, und er war auch für die elektronische Fußfessel an ihrem Knöchel verantwortlich, nachdem die allzu nachgiebigen Behörden sich geweigert hatten, sie bis zur Verhandlung in Gewahrsam zu nehmen.

Morgen würde Fabien Gerbier zum Prozess nach Bourgen-Bresse fahren. Morgen würde er die Justiz in Aktion erleben. Morgen würde endlich alles ans Licht kommen.

Schon seit Wochen gab es für die Bewohner von Saint-Sorlin kein anderes Thema, als Fremden oder ihren Gästen beim Essen die Geschichte von Lily Barbarin zu erzählen. Oder vielmehr die Geschichte der Barbarin-Schwestern, denn auch wenn nur eine von ihnen überlebt hatte, war es unmöglich, über die eine zu sprechen, ohne die andere zu erwähnen.

*

»Nicht zu fassen!«

Die Barbarin-Schwestern erblickten das Licht der Welt am selben Tag. Während die Geburt der ersten Tochter Bewunderung hervorrief, sorgte die der zweiten, als das Baby eine halbe Stunde später zwischen den Beinen der erschöpften Mutter auftauchte, für allgemeine Verblüffung. Damit

hatte niemand gerechnet. Zu einer Zeit, als die Ärzte die Bäuche ihrer Patientinnen kaum untersuchten, offenbarte sich Geschlecht und Anzahl der Kinder erst bei der Geburt.

»Zwei, Madame Barbarin! Das war es also, was Sie heimlich für uns vorbereitet haben: zwei wunderhübsche Mädchen!«, rief die Hebamme begeistert aus.

Die Barbarin-Schwestern glichen einander wie ein Ei dem anderen, von den himmelblauen Augen bis zu den Falten zwischen ihren Zehen, und erfüllten ihre Eltern mit großem Stolz. Ein Baby hervorzubringen, das war ja an sich schon eine außergewöhnliche Sache, aber gleich zwei auf einmal, und noch dazu zwei vollkommen identische, das grenzte doch an ein Wunder!

»Was für wunderschöne Kinder!«

Die anwesenden Erwachsenen waren so fasziniert, dass sie nicht weiter über die Heftigkeit nachdachten, mit der sich das zweite Mädchen seinen Weg gebahnt hatte, und auch nicht über den entrüsteten Schrei, den die Kleine ausstieß – als würde sie es den Menschen übelnehmen, dass niemand mit ihr gerechnet, geschweige denn auf sie gewartet hatte.

»Wie wollen Sie sie nennen?«

Ohne zu zögern gaben die Eltern dem dreißig Minuten älteren Kind den Namen »Lily«, wie sie es geplant hatten. Was die unvermutet aufgetauchte kleine Schwester betraf, so waren sie einen Augenblick lang ratlos. Schließlich schlugen sie »Moïsette« vor, denn hätten sie einen Jungen bekommen, so hätten sie ihn Moïse genannt.

Lily und Moïsette ... Diejenigen, die sich darüber wunderten, wie verschieden die Namen klangen, der erste hübsch und fein, der zweite ungewohnt, sorgten sich zu Recht. Ein aus Verlegenheit vergebener Vorname, das konnte kein gutes Vorzeichen für einen beginnenden Lebensweg sein ...

Die ersten vier Lebensjahre von Lily und Moïsette waren das ungetrübte Glück. Die Familie Barbarin hatte ihre helle Freude an ihrer aufsehenerregenden Zwillingshaftigkeit, und machte sich einen Spaß daraus, diese zusätzlich hervorzuheben: Die Mädchen wurden niemals voneinander getrennt, gleich angezogen, und es war stets von »den Zwillingen« die Rede.

Bevor sie anfangen, die Sprache ihrer Umgebung anzunehmen, hatten Lily und Moïsette ihre eigene Sprache, ein fließendes, artikuliertes Geplapper, das ohne Unterbrechung von der einen auf die andere übergehen konnte, vermischt mit Gesumm und Gebrabbel, und das ihnen beiden ebenso klar verständlich war, wie es dem Rest der Welt unverständlich blieb.

»Wie gut sich die beiden verstehen!«, riefen die Nachbarn oft aus, wenn sie feststellten, dass die Kinder zur gleichen Zeit robbten, spielten, aßen, schliefen, umherrannten oder Selbstgespräche führten.

In Wirklichkeit und bei genauerem Hinsehen jedoch *verstanden* sie einander nicht im eigentlichen Wortsinn, denn um einander zu verstehen – sich äußern, zuhören, etwas erwidern –, muss man zu zweit sein. Lily und Moïsette wuchsen Seite an Seite auf, ohne dass sie das Gefühl hatten, voneinander abzuweichen. Es war ganz offensichtlich so, dass den Schwestern ganz zu Anfang ihres Lebens nicht bewusst war, dass sie zwei waren – sie waren ein und dieselbe Person, eine Einheit mit zwei Körpern, ein Lebewesen mit vier Armen, vier Beinen und zwei Mündern. Wenn eine von ihnen eine Geste begann, führte die andere sie zu Ende. Als würde eine unsichtbare Plazenta sie noch immer miteinander verbinden, badeten sie in Harmonie, geborgen in einer schützenden Blase, einer mit Fruchtwasser gefüllten Höhle, in der sie sich friedlich bei gleichbleibender Temperatur ent-

wickelten und in vollkommener Eintracht miteinander gediehen.

Wodurch wurde diese Blase zerstört? Woher kam das Messer, welches die Schwestern voneinander trennte?

Am Morgen ihres vierten Geburtstags legten die Barbarins Lily ein blaues, Moïsette ein rotes Päckchen in die Hände. Voller Vorfreude betrachtete jedes der beiden Mädchen zunächst sein eigenes Geschenk und beugte sich dann vor, um ebenso freudig das der Schwester zu untersuchen. Moïsette legte das rote Päckchen zur Seite und griff nach dem blauen, das ihr verlockender erschien, und Lily hatte nichts dagegen. Da mischten sich die Eltern ein:

»Nein! Das blaue gehört Lily, das rote Moïsette.«

Sie tauschten die Geschenke wieder zurück. Vier Sekunden später tat Moïsette unbeirrt noch einmal das Gleiche.

»Moïsette, du verstehst nicht: Deins ist das rote, nicht das blaue.«

Moïsette runzelte die Stirn. Sie fand die Farbe blau schöner als die Farbe rot und verstand nicht, warum ihr das Paket wieder weggenommen wurde. So griff sie erneut danach.

Ein leichter Klaps auf ihr Handgelenk stoppte sie. Sie verstand die Welt nicht mehr.

»Na los, Mädchen, nun packt schon eure Geschenke aus!«

Moïsette beobachtete genau, wie Lily das blaue Geschenkpapier aufriss und einen Karton zum Vorschein brachte, in dem sich eine Puppe befand.

»Oh!«, machten beide Mädchen im Chor.

Genau wie Lily war auch die jüngere Schwester hingerissen von der wunderschönen, blonden Kreatur im weißen, glänzenden Kleid, die sich sitzend in der Schachtel befand.

»Ist die schön!«, flüsterte Lily.

»Oh ja!«, stimmte Moïsette ihr zu.

Vorsichtig hob Lily den Plastikdeckel ab, nahm die Puppe heraus und stellte sie aufrecht hin. Moïsette schaute ihr gebannt zu, als wäre sie direkt an der Szene beteiligt.

Als Nächstes, von Moïsette dazu ermuntert, streichelte Lily das goldene Haar der Puppe. Dann küsste Lily die Puppe auf ihre rosigen Wangen, und Moïsette wurde rot, als hätte der Kuss ihr gegolten.

»Und dein Geschenk, Moïsette?«

Es dauerte ein Weilchen, bis Moïsette bewusst wurde, dass ihre Eltern sie meinten. Sie ließen nicht locker:

»Bist du denn gar nicht neugierig?«

»Mir gefällt die Puppe.«

»Du hast recht: Sie ist sehr schön.«

»Sie gefällt mir.«

»Ja, aber sie gehört Lily.«

Moïsette ignorierte die Bemerkung und streckte den Arm aus, damit Lily ihr die Puppe gab.

Die Eltern beschlossen, hart zu bleiben.

»Nein, Moïsette, das ist Lilys Puppe!«

Sie rissen Moïsette das Spielzeug, das diese gegen ihre Brust drückte, aus der Hand und zwangen Lily, es wieder in Empfang zu nehmen.

»Sie gehört dir: Du behältst sie.«

Moïsette überlegte ein paar Sekunden, dann streckte sie Lily ihre geöffnete Hand hin, und diese gab ihr die Puppe. Die Eltern gingen dazwischen. Die Stimmung wurde immer gereizter.

»Das reicht jetzt! Es wird nicht mehr getauscht. Lass Lilys Geschenk los. Und jetzt pack endlich deins aus.«

Angesichts des bedrohlichen Tonfalls fing Moïsette reflexartig an zu weinen.

»Was bist du nur für ein Dummchen! Man gibt dir ein

Geschenk, und du beachtest es gar nicht. Da fragt man sich ja, wozu man sich die Mühe überhaupt gemacht hat ...«

Moïsette verstand überhaupt nichts, außer, dass sie auf einmal nicht mehr das Recht hatte zu tun, was sie wollte. Lily stürzte auf sie zu, schlang die Arme um sie und ließ sich von ihrem Geheule anstecken. Daraufhin beruhigte Moïsette sich ein wenig, vergoss noch ein paar Tränen und nahm die Situation in Augenschein: Ihre Mutter hielt ihr hartnäckig das rote Päckchen hin.

Wohl oder übel riss Moïsette mit verschlossenem Gesicht das Geschenkpapier auf und brachte einen wunderschönen Teddybären zum Vorschein.

»Oh, das ist aber ein schöner Bär!«, riefen ihre Eltern aus, um sie zu animieren.

Moïsette blickte mürrisch auf das Geschenk.

»Gefällt er dir?«

Sie drehte sich zu ihrer Schwester um, die begehrlische Blicke auf das Kuschtier warf, und flüsterte:

»Ja.«

Da sie der Meinung war, dass sie ja nun getan hätte, was von ihr erwartet worden war, schnappte sie sich die Puppe.

Die Auseinandersetzung eskalierte. Die Eltern, mit ihrer Geduld am Ende, wurden laut, Moïsette fing erneut an zu weinen, und Lily brüllte aus Solidarität mit.

»Du nicht, Lily! Hör auf, sie zu ermutigen! Und stell du dich nicht auch noch genauso blöd an wie Moïsette!«

Es hagelte Beschimpfungen, die Tür wurde zugeschlagen, die Eltern verschwanden und ließen die beiden schluchzenden kleinen Mädchen auf dem Fußboden zurück, inmitten des zerknüllten Geschenkpapiers.

Dieser Geburtstag hatte die Einheit der Zwillinge zerschnitten: Jede hatte nunmehr eine diffuse Ahnung davon, dass irgendwo zwischen ihr und der anderen eine Grenze

verlief. Mit vier Jahren waren sie noch einmal neu geboren worden, diesmal jedoch als zwei Wesen. Zwei verschiedene Lebewesen. Lily und Moïsette.

Für Lily war dies eine Information; für Moïsette war es ein Verlust. Nicht genug, dass sie nicht ihre Schwester war, sondern sie war allein. Darüber hinaus wurde sie schlechter behandelt. Jeder von uns hat irgendwann in seiner Kindheit ein einschneidendes Erlebnis: Auf einmal bemerkt man den Abstand zwischen sich selbst und dem Rest der Welt, und einem wird klar, dass man *für sich* existiert, verschieden, ein einzelner Körper inmitten von unbekanntem Körpern, als ein einzigartiges, in sich abgeschlossenes Selbst. Die Ungerechtigkeit des Bewusstseins ... Für die einen ist jene Bewusstwerdung eine vielversprechende Überraschung, für die anderen ist es ein Abstieg. Während sich für die einen ein Vorhang vor der Welt öffnet, tut sich vor den anderen plötzlich eine Mauer auf, die sie in ein Gefängnis sperrt. Die Einsamkeit ist ein Königreich, in dem die einen den Thron sehen, die anderen die Grenzen.

Für Lily war es ein schönes Gefühl, die Natur um sich herum zu entdecken, und darüber hinaus hatte sie auch noch eine Zwillingsschwester! Moïsette dagegen, die gekränkt und misstrauisch durch eine Welt wandelte, die ihr feindselig erschien, merkte, dass die Anwesenheit ihrer Schwester ihr etwas von ihrem Einfluss, ihrer Wichtigkeit, ihren Vorrechten nahm ... An diesem vierten Geburtstag hatte Lily eine Schwester hinzugewonnen, Moïsette dagegen hatte entdeckt, dass sie eine Rivalin hatte.

Von diesem Tag an waren die Zwillinge in den Augen des Dorfes zwar nach wie vor eine Einheit, in ihren eigenen Augen jedoch nicht mehr.

Nach wie vor taten sie sich wie gewohnt bei allen möglichen Gelegenheiten zusammen – gegenüber den Eltern, den Lehrern, ihren Freunden. Wenn ihre Mutter bei ihrer Rückkehr nach Hause auf eine zerbrochene Lampe stieß, war aus den Schwestern nichts herauszubekommen. »Ich war's nicht!«, verkündete Lily. »Ich auch nicht!«, fügte Moïsette hinzu. Da konnte man warten, solange man wollte, keine würde die Schuldige verraten. Immer wenn eine Autoritätsperson sich in ihren Bereich hineinwagte, schweißte sie das noch enger zusammen. Darum blieben die Strafen entweder aus, oder sie richteten sich gegen beide. Es machte ihnen wenig aus, wenn sie keinen Nachtschisch bekamen, wenn ihre Lehrerin sie stundenlang nachsitzen ließ, wenn sie nicht zu dem Jungen eingeladen wurden, der seit ihrem Besuch seine Murmeln vermisste, ihr Duo zählte mehr als die Wut oder die Rüge fremder Leute. Sie bildeten eine verschworene Einheit.

Wenn sie jedoch unbeobachtet waren, wurde diese Einheit brüchig. Während es in körperlicher Hinsicht nur ein einziges Kilo war, das auf einen Unterschied verwies – Lily war etwas runder –, zeigten sich auf der mentalen Ebene Risse.

Lily war die Forschere der beiden. Sie wurde zur Botschafterin der Zwillinge, traute sich was, gefiel sich in der Rolle der Vorhut und war diejenige, die die Initiative zu Begegnungen, Spielen oder Ausflügen ergriff. Weil sie auf die Leute zuzuging, schlossen diese sie zuerst ins Herz. Bald schon war es zu einer Gewohnheit geworden, dass sie spontan die Rolle der Chefin einnahm, und man hörte die Leute öfter von »Lily« oder »den Zwillingen« sprechen als von Moïsette, manche beschränkten sich darauf, »die andere« zu sagen, und viele vergaßen ihren Vornamen.

[...]